

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 10

Artikel: Als Leopoldville noch Kinshasa hiess
Autor: Zimmermann, E.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reichtum dar. Wer es besass, gehörte zu den angesehensten Kreisen Basels. Als es im 15. Jahrhundert Mode wurde, nicht mehr im Hof, sondern vorn an der Strasse zu wohnen, zu sehen und gesehen zu werden, wurde der Hauptbau vernachlässigt und schliesslich als Magazin benutzt. Seine Pracht wurde vergessen, Decken wurden verschalt, vergipst, heruntergesetzt. Schliesslich wurde der Schöne Hof ein Christliches Vereinshaus und musste 100 Jahre lang den muffeligen, puritanischen, schliesslich etwas gelbstichigen Überzug ertragen.

Jetzt, da in dem Höflein, hinter rankenverzierten Holztüren, im Sandstein-Wendeltreppenhaus die Studenten diskutieren, neues Leben aus der Schier-Ruine blüht, muss man sich fragen: Wer war der Herr, der sich vor 700 Jahren ein solches Haus leisten konnte? Sie werden es nicht glauben: eines Krämers Sohn!

Konrad Ludwig hiess Ludwig nach seinem Vater, der Krämer war. Als er sich das steinerne Haus erbauen liess, nannte er sich «Herr Konrad von dem Schönen Haus» — Motto: Häuser machen Leute — und 1301, nachdem er die Ritterburg bei Herten als Lehen

erlangte, wurde er sogar «Konrad von Hertenberg». Wie reich er gewesen sein muss, kann man am Silberschatz abmessen, der in der Tordurchfahrt gefunden wurde. 5200 Münzen, das waren gute 3 Pfund. Soviel, wie einer brauchte, um ein ganzes Gut zu kaufen. Konrad von Hertenberg aber und zwei andere Basler Bürger liehen dem Bischof Heinrich von Isny nicht nur drei Pfund, sondern 600! Ein Riesenvermögen.

Und das Geld ist den Bewohnern des Schönen Hauses treu geblieben. Nach Konrad wohnte hier ein Geschlecht von Münzmeistern, dann gehörte es Junker Balthasar Hiltbrand, Obervogt auf Waldenburg und Münchenstein, Gouverneur von Neuchâtel und Oberstzunftmeister. Ihm folgte der reiche Tuchhändler Veltin Imy, mit der Tochter des berühmten Druckers Johannes Froben verheiratet. Dann lebte hier Johannes Oporin, Sohn des berühmten Malers Hans Herbs, der die nachmals noch berühmteren jüngeren Holbeins beschäftigt hatte. Handelsmänner, Kaufleute, Zunftmeister, Vögte... und als besonders illustrierter Eigener seit 1661: Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein.

Ich will Sie mit längeren Aufzählungen verschonen. Details werden auch die Herren Studenten nicht interessieren, die sich im ganzen Haus, vom Dach bis zum Keller, trefflich eingerichtet haben. Gerade im Keller! Hier haben sie Kantine und Theater. Wer hätte schon ein zweigeschossiges Studententheater, mit echten dicken Mauern und einer alten Baslerheizung als Szenerie? Ein Bühnenraum ist's jedenfalls, wie man ihn modern nicht besser gestalten könnte.

Dass sie hier auf historischem Boden wohnen, dran erinnert sie nicht zuletzt ein Sprüchlein auf der Laube, ehemals Badestube. Da lesen sie: «Gott gesegne unser das Bad. Amen.» Bäder brauchen sie hier nicht. Auch keine kalten Duschen. Dafür sorgt auch die schöne Musengöttin am Dachhimmel gleich vorn an der Strasse, die über jeden, der zu ihr aufschaut, ein freundliches Auge und viele Sterne blinken lässt.

Ein gutes Gefühl, dass hier der Staat seiner Jugend etwas anvertraut hat, das mehr ist als historisches Gebäude: ein Schönes Haus, voller Vergangenheit, zum guten Studium — für eine bessere Zukunft.

Als Leopoldville noch Kinshasa hiess

Dass Kinshasa, die Hauptstadt der «Demokratischen Volksrepublik Kongo» zur Zeit der belgischen Kolonialherrschaft Leopoldville geheissen hat, dürfte allgemein bekannt sein, hat doch der Kongo in den letzten zehn Jahren allerhand, meist Unerfreuliches, von sich hören lassen. Dass aber das, was später Leopoldville genannt worden ist, vorher Kinshasa war, wissen wohl die wenigsten Zeitgenossen.

Gründung von Leopoldville

Nach seiner berühmt gewordenen Durchquerung des afrikanischen Kon-

tinentes, die genau 999 Tage, nämlich vom November 1874 bis zum August 1877, gedauert hat, kehrte Henry Morton Stanley im Herbst 1881 — diesmal im Dienste seines neuen Auftraggebers, der «Association Internationale Africaine», deren Präsident König Leopold II. von Belgien war — in umgekehrter Richtung von Westen nach Osten wieder ins Innere des späteren «Freistaates Kongo» zurück. Seine Reise führte ihn vorerst zu jenem riesigen Wasserbecken, das der Kongostrom bildet, bevor er in die unschiffbaren Schnellen von Kintamo

übergeht. Es war dies die Stelle, an der Stanley seine legendäre Bootsfahrt hatte unterbrechen müssen, um die Reise zu Fuss weiterzuführen; sie ist auch heute noch als Stanley Pool bekannt. Dort beschloss er, eine Siedlung zu errichten, die er zu Ehren seines Chefs «Leopoldville» taufte.

Etwa fünf Kilometer weiter flussaufwärts, leicht im Landesinneren gelegen, befand sich zu jener Zeit ein kleines Eingeborenendorf mit Namen Kinshasa. Da Leopoldville — wie sich später herausstellte — zu nahe an den Stromschnellen lag, die der Fluss-

Schiffahrt ins Innere des Landes gefährlich werden konnten, begann sich bald zwischen dem Dörfchen Kinshasa und dem Ufer an der Galiemabucht eine neue Europäersiedlung zu entwickeln, die sich ebenfalls Kinshasa nannte. Handelshäuser öffneten ihre Pforten, vor allem aber Transportanstalten und Umladestationen. Die schon vor der Jahrhundertwende fertig gestellte Bahn Matadi—Stanley Pool fuhr daher nicht bis Leopoldville, sondern nur bis Kinshasa.

So gab es also vor und noch nach dem Ersten Weltkrieg Leopoldville und etwas weiter flussaufwärts Kinshasa. Das erstere hat sich nie richtig entwickelt; das zweite aber, Kinshasa, zählte 1919 bereits etwa 200 Weisse, allerdings meist Passanten, und aus dem kleinen Eingeborenendorf war inzwischen eine ganze Hüttenstadt mit über 30 000 Einwohnern geworden, die durch Hafenarbeit und Dienst bei den Europäern angelockt worden waren.

Namenwechsel

Zwischen Kinshasa und Leopoldville lag eine Art Niemandsland mit Busch und teilweise Sumpf. Aber mit der Zeit verschmolzen Kin und Leo (das sind die abgekürzten Bezeichnungen für die beiden Siedlungen) zu einer einzigen Stadt. Bis dahin war Boma, am rechten Ufer des Hauptarmes des Kongodeltas gelegen, der Sitz des Kolonialgouverneurs gewesen. Jetzt — etwa 1927 — wurde aus Kinshasa nicht nur Leopoldville, sondern gleichzeitig auch die Hauptstadt der Kolonie. Wie man weiss, wurde wenig später, nach der Erlan-

gung der Unabhängigkeit, die alte Bezeichnung wieder eingeführt.

Ganz ungestört war aber die Entwicklung Kinshasas doch nicht vor sich gegangen. Im Verlaufe des Ersten Weltkrieges fielen die Nachschublieferungen von Ersatzteilen für die Eisenbahn Matadi—Kinshasa aus Amerika fast vollständig aus. Das hatte zur Folge, dass die Bahn mit immer rarer werdendem Rollmaterial fahren musste. Auf diese Weise konnten die Importgüter aus Übersee und die Exportgüter nach Europa nur noch in reduziertem Masse transportiert werden. Was ins Innere hätte gehen sollen, blieb im Hafen von Matadi liegen, und die Produkte des Landes stapelten sich in Kinshasa tonnenweise auf. Am schlimmsten erging es natürlich den Produkten aus dem Inland, wie etwa Kopra und Palmnüsse, die, nur in Säcken verpackt, am Pier von Kinshasa langsam verfaulten. Hunderttausende von Tonnen gingen auf diese Weise zu Grunde und mussten schliesslich in den Fluss geworfen werden. Das besserte erst, als es gelang, einen amerikanischen Frachter zu heuern, dessen Besitzer gewillt war, das Risiko der Torpedierung durch die auch an der afrikanischen Westküste entlang patrouillierenden deutschen Unterseeboote auf sich zu nehmen. Das Schiff war ein Mehrtonnensegler ohne Hilfsmotor, der über zwei Monate benötigte, um von Nordamerika kommend im Hafen von Boma einlaufen zu können. Es war dies übrigens das erste und einzige Mal, dass ein Segelschiff die schwierige Navigation im mäandernden Hauptarm des Kongodeltas versucht hat.

Aber noch 1919, kurz nach dem Ersten Weltkrieg, als uns der Dampfer «Albertville» der «Compagnie Belge Maritime du Congo» in dreiwöchiger Fahrt von Antwerpen nach Matadi gebracht hatte, stellte der Weitertransport der dort gelandeten 300 Passagiere mit der Bahn Matadi—Kinshasa ein mächtiges Problem dar. Die beiden einzigen etwas überheblich als «Hotels» bezeichneten Karawanseerien in Matadi konnten maximal je

etwa 80 Personen beherbergen. Die alltäglich in den frühen Morgenstunden abfahrende Bahn bot in der Ersten und der Zweiten Klasse (die Dritte war den Eingeborenen reserviert und ständig überfüllt) Platz für knapp 40 Europäer. Was blieb den ahnungslosen Neulingen, die nicht vorsorglicherweise telegraphisch ein Zimmer reserviert hatten, anderes übrig, als die ersten Nächte in Afrika wieder in dem am Pier festgemachten Dampfer zu verbringen. Die Schiffskojen besaßen aber leider keine Moskitonetze, so dass die Schläfer die Kabinenluken während der ganzen Nacht geschlossen halten mussten. Bei der Brutkastenhitze im Hafen von Matadi, das rings von hohen steilen Bergen umgeben ist, wirklich kein Vergnügen.

Am Ziel

Als das Bähnchen nach fast acht Tagen Wartezeit sich endlich unserer erbarmte, lag Matadi wieder einsam und verlassen am kahlen Berghang. Zwei ganze Tage dauerte damals die nur etwa 450 km lange Fahrt bis zum Stanley Pool. Als sich das mühsam zwischen hohen Bergen hindurchwindende Bähnchen seinem Ziele näherte, lag eine weite Ebene vor uns, und ganz in der Ferne leuchtete im Glanze der untergehenden Sonne das breite Silberband des mächtigsten aller zentralafrikanischen Ströme, des Kongo.

In Kinshasa landeten wir vorerst im «ABC» (=Compagnie Alimentaire du Bas-Congo), dem zu jener Zeit einzigen Hotel. Vier Monate lang lebten wir in diesem dreistöckigen Brettermonstrum und schliefen dort in recht harten Feldbetten hinter durchlöcher-ten Fischernetzen, die man hochtra-bend als «Moskitonetze» bezeichnete. Die kleinen, schmucklosen Zimmerchen hatten je eine Türe zum Gang und eine zweite, die auf die rund um das ganze Haus angelegte Veranda führte. Beide konnten nicht abgeschlossen werden, und da es, auch für die zahlreichen Diensthofen und Boys, keine andere Möglichkeit gab, auf die Veranda zu gelangen als durch die Zimmer, war praktisch jedes Zim-

Sommerliche Lektüre

Helen Guggenbühl: Lilien statt Brot
 Freddy Boller: Die Hölle der Krokodile
 Hans Stauffer: St. Petersinsel
 Ferdinand Kugler: Sie suchten den
 Frieden ... und fanden ihn nicht

Schweizer Spiegel Verlag Zürich

mer für jedermann ein Durchgang. Es war daher empfehlenswert, die ganze Habe, inklusive Zahnbürste, in den Blechkoffern unter dem Bett durch Vorhängeschlösser zu sichern.

Grossartig war der Blick von der Veranda auf das nahe davor träge vorüberfliessende kilometerbreite, von Inseln besäte trübe Wasser des Stromes. Der Kongo ist auf der Höhe von Kinshasa so mächtig und breit, dass man von dem genau gegenüberliegenden Brazzaville (der Hauptstadt des zweiten Kongostaates) knapp die blendend weissen Häuser schimmern sieht.

Abends donnerte im Garten der Benzinmotor, der uns mit elektrischem Strom, in einer tausendkilometerweiten Umgebung ein einmaliger Komfort, zu versehen hatte. Allerdings nur dann, wenn es dem Benzinaggregat gerade passte! Bestimmt alle achtundvierzig Stunden, wenn nicht gar allabendlich, gegen zehn Uhr, knallten plötzlich Fehlzündungen. Vorsichtshalber wurden Kerzen bereitgestellt und geschäftige Boys zündeten gleich ohne abzuwarten die zahlreich herumstehenden und herumhängenden Petrollampen an. Das war weise, denn kurz darauf flackerten die meist schirmlosen Glühbirnen jämmerlich noch ein paarmal auf, aus dem Motorengeknatter wurde ein ersticktes Gurgeln, und dann ging das Licht

endgültig aus. Das herumfliegende Fliegengeschmeiss wandte sich von den Glühbirnen ausser Dienst ab und den für sie wesentlich gefährlicheren Petrolfunzeln zu, wo sie denn auch alsobald einem Massensterben zum Opfer fielen.

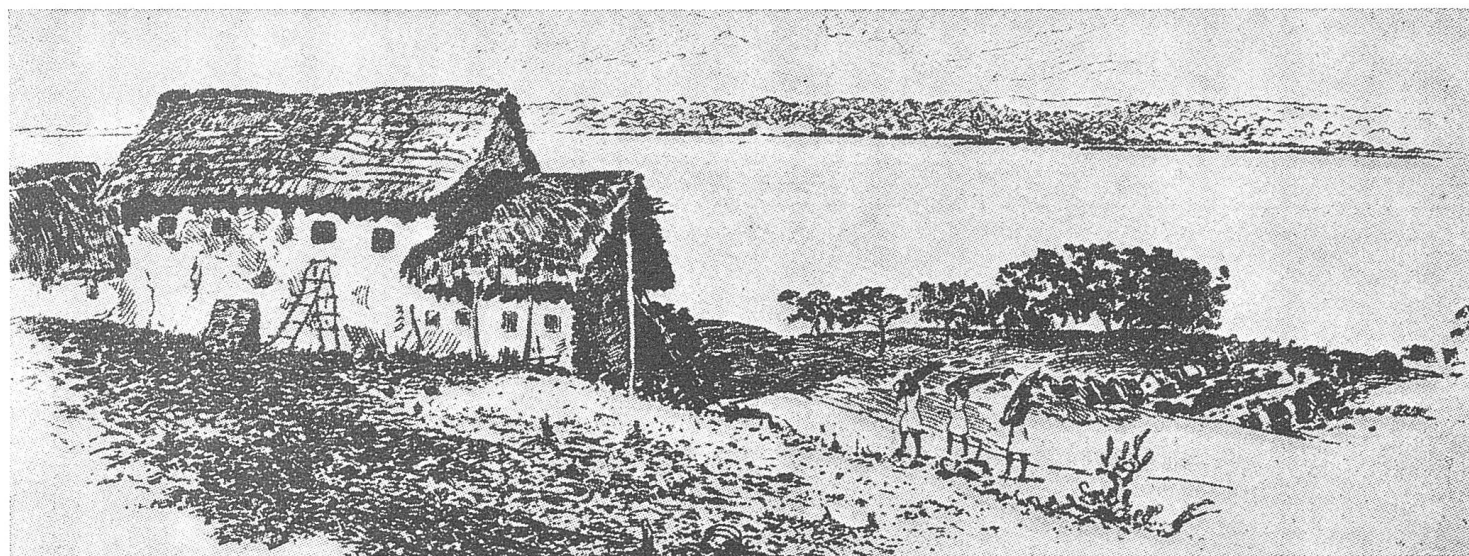
Wohnungswechsel

Das Gewimmel und die Unpersönlichkeit dieser Karawanserei hatte ich bald einmal satt. Ich zog zu einem Landsmann, den ich mittlerweile kennengelernt hatte. Neben einem undefinierbaren Gewerbe als Händler, Makler und «storekeeper» führte er eine Art Fremdenpension und beherbergte etwa fünf zahlende Gäste. Es zeigte sich indessen bald, dass die jedem Neuling angeborene Sympathie für Leute, deren Referenz einzig ihr schweizerischer Reisepass ist, auch hier fehl am Platze war. Der Neuburger war von einem kaum zu überbietenden Jähzorn, den er immerzu an seinen eingeborenen Dienern ausstobte. Die damals noch fast obligatorische «chicote» — eine Art Peitsche — funktionierte fast ununterbrochen, nicht nur auf Rücken und Gesäss seiner Boys, sondern auch auf dem kläglichsten Knochengestell des einzigen Pferdes, das Kinshasa besass und möglicherweise je besessen hatte. Der Tsetse wegen war das Halten von Pferden und Kühen damals praktisch

unmöglich, bis die Belgier später mit Erfolg versuchten, durch Versprühen von DDT aus Helikoptern die Lebensbedingungen für Haustiere zu verbessern.

Zu allem Überfluss war mein Hausherr fast Tag für Tag betrunken, und seine «freundeidgenössische» Seite lernte ich schliesslich noch zu meinem eigenen Schaden sehr gut kennen. Nach einem gut drei Wochen dauernden Krankenlager, während dem ich mich praktisch nur von Staldenmilch (die Büchsen mit dem Milchmädchen waren weit verbreitet und sehr geschätzt!) ernährt hatte, die ich in seinem Lager kaufte und bar bezahlte, präsentierte er mir kaltblütig die Rechnung für die volle Pension und gewährte auch nicht einen Rapen Abzug. Nach diesem unerfreulichen Intermezzo zog ich zu Madame und Monsieur Mertens. Dieses ebenso legendäre wie beleibte Ehepaar hatte, klug auf den anhebenden Aufschwung Kinshasas spekulierend, hinter dem Bretterbahnhof von N'dolo angefangen, eine Anzahl kleiner Backsteinhäuschen zu bauen und sie an Junggesellen zu vermieten. Die Häuschen präsentierten sich völlig schmucklos und bestanden eigentlich nur aus zwei Hauptmauern, einem beidseits offenen Mittelgang quer hindurch und links und rechts je zwei Räumen mit drahtvergitterten Fen-

Das von Stanley errichtete Leopoldville (etwa 1883)



stern. Jedes Häuschen beherbergte demnach vier Pensionäre. In seinem Zimmer besass jeder ein einfaches Feldbett, einen Tisch und einen Stuhl. Auf diese Weise verfügte man wenigstens über eine Art «Heim», das man mit seinen eigenen Sachen ausschmücken, und dessen Wände man nach Belieben mit Photos und Postkarten überkleistern konnte. Und, was wichtig war, dessen Türen man verschliessen konnte! Ein kleiner Unterschied bestand allerdings zwischen einer europäischen Pension und derjenigen von Madame Mertens: man musste selber für den Unterhalt des Zimmers sorgen, zu welchem Zweck jeder Pensionär seinen eigenen Boy hatte. Dieser wohnte allerdings nicht in der Nachbarschaft, sondern draussen im Eingeborenendorf. Er hatte jeden Morgen zu erscheinen, seinen «Herrn» zu wecken, Wasser zu holen, und dieses dann mit einer Art Spritzkanne über dessen Rücken zu giessen — eine Prozedur, die auch am Abend wiederholt werden musste. Andere Badegelegenheiten gab es natürlich nicht.

In einem separaten Häuschen mit angebauter Küche befand sich der Essraum, wo das Ehepaar Mertens den zwölf Pensionären ihre, beziehungsweise die Kochkunst ihrer Küchenboys vorführten. Diese war nicht von schlechten Eltern! Gemütlicher war es obendrein, sich in Gesellschaft anderer Männer an einen gut bedienten Tisch setzen zu können, statt in

den sonst üblichen Einzel-Junggesellenhaushalten jedesmal selber das Menü zusammenstellen und trübsinnig den aufgestellten Frass allein hinunterdrücken zu müssen.

Die «tschops» (das Essen) waren bei Mertens äusserst mannigfaltig. Es gab da allerlei fleischige Kost; hin und wieder ganz exotische Gerichte. Das Hauptgericht allerdings war das Huhn. Huhn heute und Huhn morgen, Huhn auf zwanzig, dreissig verschiedene Arten zubereitet, stets aber unter einer dicken Schicht roten, richtig durstfördernden Pfeffers. Und durstfördernd ist wichtig, denn dann trinkt man, und beim Dauerschwitzen muss der Feuchtigkeitsverlust kompensiert werden, will man nicht ausdörren. Zweifelhaft war einzig das Gemüse, wenn es als Salat getarnt auf den Tisch kam. Mein Typhus und meine Dysenterie mit zahlreichen Rückfällen waren die Folgen dieser Salate. Salat muss ja gewaschen werden, aber in Kinshasa konnte nur gefiltertes Wasser garantieren, dass kein Unglück geschah. Für die Boys aber war das Filtrieren eine zusätzliche Arbeitslast.

Ausser der kurz zuvor im hübschen Kolonialstil erstellten Bank und zwei Handelshäusern waren unsere Bungalows die ersten Steinhäuser Kinshasas mit Dachziegeln. Fast die ganze ziemlich weit zerstreute Siedlung wies noch Holzbaracken auf, die teilweise mit den unsagbaren Wellblechen über-

dacht waren. Bei der tropischen Hitze wurden diese Häuschen tagsüber zu regelrechten Backöfen. Auch die Kirche der Väter von Scheut, einem katholischen Orden, war aus Holz gebaut, wurde dann aber bald abgerissen und durch eine neue ersetzt. Überall begann ein irrsinniges Bauen neuer Häuser, schmucklos, in jedem Stil und wie es schien ohne jeden Bauplan der Regierung. Ganz Kin war ein einziger Bauplatz geworden und man stolperte über Ziegel und Zementhaufen. Zentnerschwere Steinblöcke wurden auf kleinen, zweirädrigen Karren von zwanzig, dreissig schreienden und gestikulierenden Eingeborenen an langen Seilen herumgezogen, wo es drei in aller Ruhe besser gemacht hätten.

Etwas später begann Kinshasa mit dem Bau einer Postablage aus Stein und Mörtel. Der Bauplatz wurde zum Zentrum einer regelrechten Volksbelustigung. So alle zwei, drei Wochen traf die Post aus Europa, mit dem Kursdampfer von Belgien herkommend, aus Matadi ein. Feztragende «Postbeamte» brachten die zahlreichen Postsäcke auf den Platz vor dem nie fertig werdenden Neubau und leerten sie dort kurzerhand zu einem beachtlichen Stapel aus. Die ganze weisse Bevölkerung wartete fieberhaft auf diesen grossen Augenblick, stürzte sich nun wie ein Wildbach auf den Haufen und fischte sich die für die Einzelnen bestimmten Briefe, Postkarten und Zeitungen heraus, bis der ganze Berg abgetragen war und nur ein paar an längst verzogene Adressaten gerichtete Papiere übrigblieben. In einem mehrreihigen Kreis stand unterdessen die halbe schwarze Bevölkerung in respektvoller Distanz um den Zauberberg und schaute interessiert und eifrig kommentierend zu. Rückte einer der Schwarzen zu nahe an das den Europäern vorbehalten kostbare Gut heran, so war gleich ein schwarzer Polizist zur Stelle und machte dem Verwegenen durch heftiges Geschrei und erbarmungslose Fusstritte klar, wo die Grenzen waren.

E. M. Zimmermann

